



Glaubenssachen

Sonntag, 1. September 2024, 08.40 Uhr

Zwischen Ideal und Wirklichkeit
Unser Streben nach Vollkommenheit
Von Marleen Stoessel

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

"*Perfekt vollendet!*" schreit der Fußballreporter bei einem besonders schönen Treffer. "*Ja!! Tor!!!*" tönt es aus den Reihen der hochspringenden Zuschauer zurück. Das Optimum und Maximum der Leistung, der Superlativ, bedarf im Hurra der Begeisterung noch der Steigerung – oder einfach der Doppelung: *perfekt vollendet!* Mehr geht nicht. Oder wir sitzen da, stumm vor Staunen, über den Akrobaten, den Zauberer, die Geigerin, über die virtuose Leistung, die sie oder er vor unseren Augen und Ohren vollbringt. Mehr geht nicht. Vollendet, vollkommen – so erscheint es uns. Um dann vielleicht schon im nächsten Akt der Vorführung zu erleben, dass der Akrobat seine vorige Leistung noch übertrifft.

Was in der Kunst, im Handwerk, im Spiel als Können wächst, sich durch oft jahrelange Übung und Erfahrung perfektioniert, kehrt sich in anderen Zusammenhängen um zum sinnleeren, womöglich selbstzerstörerischen Perfektionismus, mit *burnouts* und anderen Krankheiten als Folge. Ein auch sich selbst gegenüber gnadenloser Körperkult, Schönheits-OPs mit ihrem kaum mehr stillbaren Optimierungsverlangen, die ethisch immer fragwürdigeren Eingriffe der Gentechnik in unser humanes Erbe, eine Kosmetik- und Fitness-Industrie, die den menschlichen Körper nur noch als *body*, als ein schier endlos zu modellierendes Objekt begreift, das ewig jung und fit zu sein hat – all dies sind Symptome unserer Zeit, die auf permanente Leistungssteigerung, größtmögliche Effizienz getrimmt ist und alles, was diese Ziele behindert, auszuschalten versucht. Am besten auch den Tod. Die Tatsache, dass wir sterblich sind, ist das Unperfekteste an uns überhaupt!

Jeder ist für sich selbst verantwortlich, auch für die eigene Gesundheit – bis zu einem gewissen Grad. Diese Freiheit aber gerät zunehmend aus der Balance. *Nobody is perfect* – lautet ein alter Spruch. Doch es scheint, als gelte der nicht mehr. So wächst die Gefahr, dass Krankheit und Pflegebedürftigkeit zu einem selbstverschuldeten Stigma und zur Belastung der Gesellschaft werden, für die sich der Betreffende zu schämen hat. Fürsorge und Empathie, die Werte einer Solidargemeinschaft, sind am Schwinden. Was einst als selbstverständlich galt, muss heute oft erstritten werden. Eine Entwicklung, die zugleich in vollem Kontrast zu den Errungenschaften der Menschenrechte steht: der zunehmenden Eingliederung der vormals Ausgegrenzten, der Behinderten, der Alten und Schwachen, der Minderheiten und ethnisch und religiös Verfolgten.

Perfektion? Vollkommene Fitness bis ans Lebensende? Um welche Norm, welches Ideal geht es hier? Um welche Ideale, Werte sollte es uns gehen? Wie anders klingt da doch das alte weltbekannte jiddische Lied: *Bei mir bistu shejn ...*

*Bei mir bist du schön
und wenn du schwarz bist ...
und Augen hast wie ein Kater
und wenn du hinkst ...
sag ich ...
Bei mir bist du schön, bei mir hast du Charme
für mich bist du der Einzige auf der Welt ...*

*Bei mir bist du schön
Also küss mich und sag mir, du verstehst.*

"Bei mir bist du schön" – wie ein fernes Echo des *Hohen Lied Salomos* erklingt diese Zeile. Der, den du liebst, die, die du liebst, ist immer der/die Schönste. Auch in dieser Sendung geht es weniger um die Vollkommenheit als um ein Loblied auf die Unvollkommenheit, auf das Unvollkommene. Um ein Plädoyer für all das, was jenen beschriebenen Entwicklungen, jenen Symptomen grenzenloser Optimierung entgegensteht, weil sie menschenunwürdig, gar menschenverachtend sind. Es geht also um Parteinahme für alles, was solchem Perfektionswahn widersteht, für das Eingeständnis unserer menschlichen Unzulänglichkeit, auch für körperliches Siechtum und Tod. Beiläufig bemerkt: das kleine Liebeslied von Sholom Secunda und Jacob Jacobs, entstand 1932 für das jiddische Musical: *Man könnte leben, aber sie lassen uns nicht ...* In unterschiedlichen Textvarianten wurde es später vor allem durch die *Andrew Sisters* weltweit verbreitet.

Was aber heißt überhaupt Vollkommenheit? Wenn etwas in sich vollkommen ist, so bedarf es keiner Hinzufügung mehr. Insofern ist jede Steigerungsform des Wortes selbst in sich ein Paradox, das im "Perfektionismus" wie in allen "Ismen" schnell eine ideologische, doktrinäre oder gar fanatische Erscheinungsform erhält. In religiösem Zusammenhang kann Vollkommenheit nur als göttliche Qualität begriffen werden. Der Mensch ist per se unvollkommen. Das Stigma seiner Unvollkommenheit ist der Tod, das er sich nach biblischem Verständnis durch den Sündenfall erwarb. Zugleich aber ist er, weil Gott ihn als sein göttlich-vollkommenes Ebenbild erschuf, zur Vollkommenheit, zum Vollkommenwerden aufgerufen:

„Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ –

ermahnt Jesus seine Zuhörer in der Bergpredigt. *Seid, nicht werdet...* sagt er da. Im Hebräischen heißt vollkommen *tâm*. Vergleicht man den Begriff mit anderen Bibelstellen, zum Beispiel im *Buch Hiob*, so wird deutlich, dass menschliche Vollkommenheit eine andere meint als die göttliche, sie also nur deren Schatten, Spiegel sein kann. Als "fromm, rechtschaffen und gottesfürchtig" wird Hiob charakterisiert – selbst noch unbeirrt bleibend in seinem Gottvertrauen, als die Leiden über ihn hereinbrechen. *Willst du immer noch an deiner Vollkommenheit festhalten?* – wirft ihm seine Frau voller Zorn angesichts immer neuen Unheils vor. Für Vollkommenheit steht bei Luther *Frömmigkeit*, doch das hebräische Wort ist *tâm*. Und Hiob antwortet auf den Vorwurf mit jener berühmten Gegenfrage:

„Haben wir Gutes empfangen von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen“?

Vollkommenheit teilt sich in die Aspekte von *integritas* und *perfectio*, lateinische Begriffe, die auch auf die kultischen Zusammenhänge des Begriffs verweisen: das Opfertier, die Opfermaterie als solche hat "integer", intakt, also makellos, rein und unversehrt zu sein. Mit *perfectio* kommt der zeitliche Bezug hinein, das Gewordensein des Vollkommenen, das zum Abschluss Gekommene, das Vollendetsein, was wiederum nur in der irdischen Welt Geltung hat, nicht in der göttlichen, die ihrerseits

zeitenthoben, jenseits der Zeit ist. Dieser Zeitbezug wird oft übersehen, weshalb denn der Philosoph Friedrich Nietzsche einmal mit Hinblick auf den künstlerischen Schaffensprozess notiert:

„Wir sind gewöhnt, bei allem Vollkommenen die Frage nach dem Werden zu unterlassen –“

was er in seiner weiteren Darstellung als Trug, als Illusion und falschen Geniekult erklärt. Doch gilt diese Einsicht auch allgemein. Dieses "Werden", dieses noch Unvollkommene, weil noch nicht Fertige, noch nicht "Vollendete" nicht zu sehen, zu übergehen, zu verdrängen, vielleicht gar zu verachten – dies ist es, was zu falschen Idealen, gefährlicher Idealisierung, zu Rassismus und unmenschlichem Verhalten führen kann, von der Erziehung bis zu den Doktrinen und Totalitarismen der Macht – und deren Missbrauch. Und stets lauert dahinter das Bestreben, den Tod, auch in seinen symbolhaften Erscheinungsformen, zu besiegen.

Umgekehrt aber ist es eben dies Unfertige, Fragmentarische, noch alle Möglichkeiten in sich Tragende, was unsere Phantasie anregt und uns zu inspirieren vermag. Was Sehnsucht erweckt nach einer Ganzheit, einer Harmonie, deren Erfüllung in der Vorstellung die reale meist übertrifft. Es war in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, als der gelehrte Spanier Balthasar Gracian eine Aphorismensammlung verfasste mit dem Titel *Die Kunst der Weltklugheit*. In der insgesamt 300 Lebensregeln umfassenden Sammlung heißt es in der 200. dargelegten Regel, unter der Überschrift: *Etwas zu wünschen übrig haben ...:*

Etwas zu wünschen übrig haben, um nicht vor lauter Glück unglücklich zu sein. Der Leib will atmen, der Geist streben. Wer alles besäße, wäre über alles enttäuscht und missvergnügt. Sogar dem Verstande muss etwas zu wissen übrig bleiben, was die Neugier lockt und die Hoffnung belebt. Übersättigungen an Glück sind tödlich. (...) Ist nichts mehr zu wünschen, so ist alles zu fürchten: unglückliches Glück! Wo der Wunsch aufhört, beginnt die Furcht.

Die Erfahrungen, aus denen solche Einsicht stammt, sind bis heute aktuell. Wo der Arme nichts zu verlieren hat, fürchtet der Reiche um seinen Besitz. Schon Jahrhunderte vor Gracian hat auch der römische Philosoph und Stoiker Seneca dies ähnlich in einem Brief an seinen Freund und Schüler Lucilius festgehalten. Er schreibt:

... Bedenke bei allen Dingen ihren Zweck, und Du wirst auf das Überflüssige verzichten ... Niemals ist wenig, was genug ist, und niemals ist viel, was nicht genug ist ... Wer sich auf das eingestellt hat, was die Natur verlangt, ist nicht allein vom Gefühl der Armut frei, sondern auch von der Furcht davor.

Auch in der Kunst vermögen wir diese Wirkungen zu verspüren. So sind wir unzufrieden, enttäuscht, vielleicht gar desillusioniert, wo uns Glätte, kalter Glanz oder sterile Klassizität begegnen. Und werden andererseits gerade dort angeregt, tiefer berührt, wo scheinbar Unfertiges, nur Angedeutetes auftritt, wo Risse, Brüche oder

Dissonanzen sichtbar oder hörbar werden. Ähnlich ergeht es uns, wo das Herauswachsen aus dem Material, zum Beispiel dem Stein, dem Marmor, uns noch an dem Werden des Werks, dem Suchen des Künstlers teilhaben lässt und in uns die Sehnsucht nach dem Ganzen erzeugt. Oder wenn ein Werk wie die Plastik des *Laokoon* unsere eigene Vorstellungskraft aufruft, indem der Künstler uns etwas vorenthält – in diesem Fall den Schrei der leidenden Gestalt. Diese antike, von griechischen Künstlern geschaffene Skulpturengruppe, die nur als Marmorkopie die Jahrhunderte überdauert hat, zeigt den trojanischen Priester Laokoon, der mit seinen Söhnen von einer Schlange gewürgt wird. Doch lässt sie den Gequälten mit halb geöffnetem Mund nur eben zum Schrei ansetzen. Mehr nicht. Lessing hat dieser berühmten Plastik eine große kunsttheoretische Abhandlung gewidmet und diesen Gipfel-Moment des höchsten Ausdrucks von Qual in seiner psychologischen Wirkung auf den Betrachter festgehalten. Ebenso scharfsichtig wie feinsinnig schreibt er da:

Wenn Laokoon also seufzet, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören; wenn er aber schreiet, so kann sie weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich uninteressanteren Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon tot.

Als würde dieser Betrachtung spät ein Künstler von heute widersprechen und zugleich die von Lessing beschriebene Wirkung bestätigen, hat der britische Maler Francis Bacon eine Serie schreiender Päpste gemalt – Bilder so grandios wie unerträglich. Man wendet sich ab. Wobei der Schock, den gerade Bacons Kunst auslöst, unseren Blick mit Macht auf all dies Verdrängte, Versehrte, Heillose, Deformierte, Barbarische in unserem menschlichen Dasein lenkt, auf Krieg, Gewalt, Zerstörung. Fraglos hätte man Bacon im Dritten Reich zu den von den Nationalsozialisten als "entartet" diffamierten Künstlern gerechnet. Was eben beweist, dass nur ein totalitäres Regime auch der Kunst totalitäre Qualitäten im Sinne von scheinbarer Reinheit, Glätte, Perfektion und heroischer Gebärde abzuverlangen trachtet.

Beethovens Musik, *Laokoon* oder der schreiende *Papst Innozenz X*, wie Bacon ihn nach einer Bildvorlage von Velásquez malte ... Dies sind nur einige Beispiele wahrer, wahrhaftiger Kunst, denen hier noch ein letztes Beispiel angefügt sei: die Bilder, Collagen, die der syrische Maler Tammam Azzam von den im Bürgerkrieg zerstörten Städten, vor allem seiner Heimatstadt Damaskus zeigt, aus der er mit seiner Familie flüchten musste. Diese Bilder einer Zerstörung, aus einer Vielzahl von farbigen Papierschnitzeln mosaikartig zusammengesetzt, sind zugleich von einer schier unbegreiflichen, verstörenden Schönheit. Erst nach längerem Betrachten erkennt man: sie sind dies nicht etwa aufgrund einer Ästhetisierung, Beschönigung des Schreckens, sondern kraft der Sehnsucht, die sie erwecken – der Sehnsucht nach einer menschlicheren Welt. Und sie sind es kraft der Liebe, die in ihnen zum Ausdruck kommt, wenn inmitten der Trümmer, kaum von ihnen abgehoben, ein Mann mit einem Kind auf dem Arm erscheint.

Man erinnere sich in diesem Zusammenhang auch an ein Gebot, ja ein Gesetz islamischer Kunst, niemals perfekt zu sein. Vielmehr braucht es stets eine Art Webfehler, der das Werk wie zum Beispiel des Kalligraphen als von Menschenhand geschaffenes auszeichnet. Anderes würde als Blasphemie verstanden, da auch im

Islam nur dem Göttlichen Makellosigkeit, Perfektion, Vollkommenheit zugeschrieben wird. Auf andere Weise gilt wiederum in der japanischen Ästhetik, die aus den Lehren des Zen-Buddhismus schöpft, bis heute das Unvollkommene als *schön*. Solche Schönheit manifestiert sich hier in der Kunst des Weglassens, als Weg des Künstlers, sich dem zu nähern, was "vollkommen" überhaupt zu sein vermag – zugleich des steten Wandels eingedenk, den die Dinge in ihrem Fluss, in ihrer Vergänglichkeit haben. Auch hier sind es die alte Tradition der Kalligraphie, die meditativen Tee-Zeremonien oder auch die Poesie wie die kurze Form des Haiku, die in der äußersten Reduktion das Schöne in seiner metaphysischen Dimension zu erfassen suchen. Doch auch diese Haltung entspringt nicht zuletzt der Einsicht in unsere Unzulänglichkeit – dem Kern aller Lebensweisheit, die zugleich Respekt und Nachsicht mit sich selbst und anderen bedeutet. Doch nicht etwa als einlullende Selbstbescheidung, sondern als immerfort anstachelnde, inspirierende Motivation, sich kritisch und selbstkritisch mit der eigenen Nicht-Perfektheit auseinanderzusetzen, ebenso wie mit all den Unvollkommenheiten unserer Welt – sie nicht zu verleugnen, schön zu malen oder die Mittel zu ihrer Überwindung in falsche Ideale, starre Normen und Dogmen zu pressen, sondern ihnen mit Verstand und Herz zu begegnen. Und solcher Unperfektheit, der eigenen wie der fremden, auch ein Menschenrecht zuzubilligen, ein Menschenrecht auf Irrtum, Mängel, Fehlerhaftigkeit, ja auch aufs Scheitern – entgegen aller anmaßenden Besserwisserei, aller so bedrängenden wie schalen Glücksversprechen einer auf Profit und Effizienz abgerichteten Konsumwelt. Und nicht zuletzt auch entgegen aller sich verbreitenden Håme und Hetze, Schamlosigkeit und Hass. Denn nur die Einsicht in die eigene Unvollkommenheit, nur ihr bewusstes Annehmen schützt zugleich vor solchem Hass und hilft, ihm entgegenzutreten – dem Hass auf alles, was anders ist, fremd ist, was nicht den eigenen Normen und Vorstellungen entspricht.

Am Ende jeden Schöpfungsakts betrachtet der biblische Schöpfer sein Werk und befindet es als "gut". *Siehe, es war gut*, so heißt es im 1. Buch Moses. Im Hebräischen steht hier das Wort *thôw* für "gut", nicht *tâm* für "vollkommen". Als überwältigend in ihrer Schönheit und zugleich im höchsten Maße gefährdet präsentiert sich diese Schöpfung dem Blick der Astronauten aus dem All. Und täglich werden wir mit der Drohung konfrontiert, dass unserem blauen Planeten das Ende droht, wenn es nicht gelingt, das Ruder noch herumzureißen, die Klimaerwärmung, das Schmelzen der Pole und Gletscher, die Vernichtung der Wålder, die Hungersnöte und die damit einhergehenden Kriege und Flüchtlingsströme aufzuhalten. So unvollkommen, ungerecht und gefährdet die Welt auch sein mag: nicht der liebe Gott ist es, den wir dafür anklagen können. Wir selbst sind es, die die Verantwortung tragen, um im Maß unserer Möglichkeiten, die Welt besser, niemals aber perfekt zu machen. Ein *work in progress*, möglich nur in unendlicher Annåherung an eine Utopie, die Vollkommenheit heißt und ihrerseits nicht mehr menschlich ist. Dazu braucht es Einsicht, Selbstbescheidung und nicht zuletzt auch Humor. Denn, so erzåhlt es eine kleine Episode, die mehr ein Gleichnis ist als ein Witz:

Einstein kommt nach dem Tod ans Himmelstor, wo ihn Petrus achtungsvoll empfängt. Er teilt ihm mit, dass er aufgrund seiner großen irdischen Verdienste einen Wunsch frei hätte. Einstein ist erfreut und bittet um eine Audienz beim lieben Gott. Dieser empfängt den Nobelpreisträger a. D. wohlwollend auf seiner Wolke und fragt ihn, was er wünsche. Er möchte gern die Weltformel wissen, so Einstein. Sehr gern, antwortet der Herrgott jovial und beginnt sogleich auf einer großen Tafel eine Zahl an die andere zu reihen, Formeln und Wurzeln und Potenzen aufzumalen. Einstein folgt dem gespannt und neugierig, wird immer unruhiger, bis er schließlich herausplatzt: Aber lieber Gott, das ist ja voller Fehler! Darauf der Herrgott gelassen: Ich weiß.

* * *

Zur Autorin:

Marleen Stoessel, lebt als freie Autorin und Kulturpublizistin in Berlin